



Gespräch Nr.

7

Małgorzata Rejmer
Bukarest. Kurz i krew
[Bukarest. Blut und Staub]

Moderation: Marcin Piekoszewski, Lisa Palmes
Freitag, 27. September 2013, 19:00 Uhr
buch|bund, Deutsch-polnische Buchhandlung

Das Buch:

Bukarest sitzt für mich nahe der Eingeweide, ist instinktiv, unlogisch. Es ist wie siedendes Wasser oder Meeresbrandung, brodelnd und trübe. [...]

Ich fragte meine Freunde, was schön an Bukarest sei. Sie antworteten: 'Bukarest ist wie ein Sonntagskuchen; es wirkt schokoladig und süß, hat aber einen bitteren Guss. Leicht zugängliche Schönheit findet man hier nicht.'

Ungenieertheit, Hysterie der Stile, schöne Fassaden. Neben Bukarest scheint jede andere europäische Stadt so statisch,

dass es geradezu langweilig ist", schreibt Małgorzata Rejmer im Klappentext zu ihrem Buch.

Mit *Bukareszt* ist Rejmer eine Beschreibung Rumäniens gelungen, die alles hat, was eine gute Reportage ausmacht: Dichte, geradezu poetische Schilderungen des Stadtlebens, geschichtliche Hintergründe, kritische Einblicke und sogar ein „Drama in fünf Akten“ über die Revolution, bei der Ceaușescu gestürzt wurde, sowie verschiedene „Schnappschüsse“ – Momentaufnahmen und eigene Reflexionen.

Die Autorin:

Małgorzata **R**ejmer, geb. 1985, ist Schriftstellerin und Doktorandin am Institut für polnische Kultur der Universität Warschau. 2009 erschien ihr Debütroman *Toksymia* [Toximie], der für den Literaturpreis Gdynia nominiert wurde. *Bukareszt* ist ihr fulminantes Reportage-Debüt.

(Quelle: www.czarne.com.pl)

Małgorzata Rejmer

Bukareszt. Kurz i krew

[Bukarest. Blut und Staub]

Czarne-Verlag, Wołowiec 2013

www.czarne.com.pl

Textauszüge

Aus dem Polnischen von Lisa Palmes

Blut und Staub

Flirrende Hitze herrschte, als ich das erste Mal herkam. Die Stadt sog Speichel und Schweiß auf und war selbst völlig ausgedörrt, die Rasenflächen wie eine Prärie von verblichenem Gras und staubig fahler, vor Trockenheit aufgesprungener Erde, durchzogen von Gängen aus aschgrauem Beton. Ich stand auf dem Platz des Heiligen Gregor, an dem Ort, der später auf meiner persönlichen Landkarte zum Herzen Bukarests werden sollte, und betrachtete die weiteren Wirbel des Magheru- und des Bălcescu-Boulevards, der Wirbelsäule der Stadt. Ich verstand nichts von alledem. Reihen von abblätternden Häuserfassaden wie schiefgeschlagene und abgebrochene Zähne, Kabel wie Zahnseide, die in der Sonne glänzten und sich spinnweben- oder bindfadengleich um die Straßen wickelten. Die Gebäude sahen aus, als hätten sie eben ihre Haut abgeworfen, als schuppe und entpuppe sich die ganze Stadt und unter der alten Hülle käme hier und da etwas Neues und Glattes zum Vorschein.

Das Neue gefällt mir nicht besonders. Ich mag lieber die alten Schichten, aus denen Bukarest geschaffen ist, und die rumänische Ungezähmtheit, die jegliches System zum Narren hält. In diesem Sommer 2009 bringen mich die Busse ein ums andere Mal ins Grenzland, denn an den Haltestellen gibt es keinerlei Informationen, geschweige denn Fahrpläne. Ich lerne Vororte kennen, in denen einfach alles provisorisch und heruntergekommen ist. Ich setze mich auf die Bordsteinkante und überlege, ob ich dieses Chaos irgendwie erfassen kann, diese verworrene Struktur, die mich wieder und wieder an den Stadtrand wirft. Es gibt schließlich Spielregeln, die ich nicht kenne. Ich spüre das Gewaltige dieser Stadt und ihre marode Macht, unter der der Wahnsinn lauert.

Bukarest sitzt für mich nahe der Eingeweide, ist instinktiv, unlogisch. Es ist wie siedendes Wasser oder Meeresbrandung, brodelnd und trübe. Durch die Hauptarterien ergießt sich ein Strom von Autos; nur ein paar Schritte weiter schlafen in den Seitenstraßen alte Villen mit einsamen

Gärten und herrscht eine greifbare Stille. Die Wesensmerkmale der Stadt: schwarze Knäuel von Leitungen wie verlassene Vogelnester auf den Strommasten, aufgegrabene Böden und Notdürftiges direkt neben Festbanketten in Schaufenstern, der intensive Duft nach Linden und zerstampften Weintrauben. Die Eleganz einer Architektur aus längst vergangener Welt. Das Rattern der schaukelnden Straßenbahnen, das Gehepe wütender Taxifahrer eine Sekunde vor dem Zusammenstoß. Der sehnsuchtsvolle Gesang von Romakindern und alten Romafrauen, der durch die Straßen zieht, wo die Mütter dieser Kinder und Töchter dieser Frauen unzählige Cafés betreiben. Überall Hunde wie schwarze und graue Bündel, die jemand in großer Eile zurückgelassen hat. Ich fühle Bukarest mit einer unterbewussten Seite meiner Natur, aber ich will mehr – ich will es verstehen.

Also komme ich zurück. Zwei Jahre lang besteht mein Leben in Reisen nach Bukarest. Der Bahnhof Gara de Nord oder der Otopeni-Flughafen. Manchmal Freude beim Anblick all dessen, was mir so bekannt erscheint, als sei es das Meine, manchmal Schläffheit, und

manchmal ein Gefühl von Sinnlosigkeit. Eine Sonne so rot und rund wie eine Schusswunde. Leeres und flaches Land. Erinnerung an die Berge. Froststarre Luft. Die nachts durch die Stadt jagenden Taxis, wenn sich Hunde vor die Räder werfen, rasend in ihrer Verzweiflung und Wut. Ich fahre immer dieselbe Strecke und weiß, was ich unterwegs sehen werde: verstreut liegende Supermärkte, rostende Bänke an den Haltestellen, ein altes Haus mit Sitzbank. Das Elend der Vorstädte und ihren Reichtum. Den Miorița-Brunnen – Lämmchen-Brunnen – zu Ehren der berühmtesten rumänischen Ballade, einem Lobgesang auf den demütigen Tod. Den Triumphbogen, das Symbol der schweren und stolzen dreißiger Jahre. Auf der Piața Victoriei biegt das Taxi in den Ștefan-cel-Mare-Boulevard ein, und Bukarest wird verwinkelter und grausamer, entsetzt mit seiner degenerierten Architektur aus Ceaușescus Wahnideen. [...]

Die Rumänen hängen nicht an der Vergangenheit [...]. Auf den endlosen walachischen Feldern und in den Wäldern gab es keine Steine, somit wurden die

Häuser aus Holz erbaut, und das Holz fing leicht Feuer. Alle paar Jahrzehnte erhob sich das von Flammen verzehrte Bukarest wieder aus der Asche, jedes Mal anders.

Risiko und Provisorium sind tief in das Leben dieser Stadt eingeschrieben. In regelmäßigen Abständen reinigt ein Erdbeben die Stadt von schwächlichen Gebilden und auch von Menschen, die kein Glück haben. Aber Blut und Staub lassen sich abwaschen, der Schmutz abkratzen, und schon können neue Schichten aufgelegt werden, eine neue Maske, kann man sich neu einkleiden und Neues zu eigen machen, sich eine neue Identität leihen. (S. 5-7; 10-11)

Und hier ist es nun. Das Gebäude mit den Eigenschaften eines schwarzen Lochs, erbaut allen menschlichen Bedürfnissen und menschlichen Maßstäben zum Trotz. Der Parlamentspalast oder, wenn man so will, das „Haus des Volkes“. Beim bloßen Gedanken, es zu betreten, wird mir ganz anders. Als ich die Umzäunung entlang auf den einzigen Eingang zugehe, ist die

Umgebung so gleichförmig, dass ich den Eindruck habe, auf einem Fließband immer auf derselben Stelle zu treten.

Die Museumsangestellte, die durch das Haus der Volkes führt, wirkt sehr zufrieden mit dem Bau. Von unserer Gruppe, deren anonymer Teil ich bin, erwartete sie sichtlich Erstaunen und Begeisterung und fängt mit dem Lächeln einer satten Katze unsere ungläubigen Blicke auf, als sie erzählt, mit was für Goldsprenkeln die Wände gespachtelt sind, welche Gruppierung von Ordensschwwestern wie viele Kilometer Vorhang mit welchen Schnörkeln bestickt hat. Was zählt, sind Dicke, Breite, Gewicht und Größe, die Größe des rumänischen Volkes.

Heute ist Ceaușescus Pyramide der Gier, diese Marmorscheune zum Lob seines Hochmuts und Wahnsinns, die ein Palast aus reinem Gold hätte sein sollen und sich schlussendlich als sein Luxusgrab erwies, die größte Touristenattraktion Bukarests. Menschenmengen aus aller Welt kommen her und können sich nur wundern, wie einfach das im Grunde doch ist: tausende Häuser, zig Kirchen, ein paar Schulen und

Krankenhäuser abzureißen und einen Palast wie vom Mond dort hinzustellen.

Wir erfahren nicht, ob es irgendwelche Schäden gab, irgendwelche, sagen wir, Verluste. Solche Details behält die Gruppenführerin für sich. Die offizielle, zusammen mit der Eintrittskarte verkaufte Narration über das Haus des Volkes ist ein Epos der Zahlen, Materialien, Quadratkilometer Spiegelfläche und der Mehlmenge zur Teppichreinigung. Zum Zwecke der Führung wäre es dienlich anzunehmen, Ceauşescu habe es nie gegeben, den Kommunismus auch nicht, den Abriss des Stadtviertels nicht, in Rumänien habe seit jeher Demokratie geherrscht, und das Haus des Volkes habe der römische Kaiser Trajan im 2. Jahrhundert unserer Zeit als seine Sommerresidenz erbaut. Noch irgendwelche Fragen?

Ich möchte wissen, wie viele Menschen beim Bau des Hauses umgekommen sind. Die Gruppenführerin ist leicht eingeschnappt, fängt sich aber schnell wieder und sagt, zehntausend seien es gewesen.

Das scheint mir viel zu viel, und ich teile

ihr meine Zweifel mit.

Aber die Gruppenführerin hat noch immer den Eindruck, so viele seien es gewesen.

Und ich bin noch immer verwundert.

Daher sagt sie nun, es sei ganz logisch, dass von den hunderttausend beim Bau Beschäftigten zehntausend umgekommen seien. Um mich zu überzeugen, fügt sie hinzu, dass viele Arbeiter in die Fundamente mit einbetoniert worden seien, denn das Arbeitstempo sei so mörderisch gewesen, dass niemand Zeit gehabt habe, die Leichen fortzuschaffen. Ab dem ersten Spatenstich hätten die Arbeiter nämlich in drei Schichten vierundzwanzig Stunden am Tag gearbeitet.

„Dann ist also das Haus des Volkes ein einziger großer Friedhof“, stelle ich fest.

„Aber wie kommen Sie denn darauf?“, wundert sich die Gruppenführerin milde. „Beim Bau der Cheops-Pyramide sind schließlich auch Menschen umgekommen, und was heißt das schon? Was haben die Ägypter jetzt für wunderschöne Pyramiden. Die kann ihnen keiner mehr nehmen.“

Ich antworte, das sei vor viereinhalbtausend Jahren gewesen.

„Sicherlich“, stimmt die Führerin zu. „Da sehen Sie, wie lange das her ist! Und denkt jetzt noch jemand an die Menschen, die damals umgekommen sind? Werden sie von irgendjemandem erwähnt? Nein, niemand denkt mehr daran. Die Menschen vergessen. Dass beim Bau dieses Palastes Menschen umgekommen sind, wird am Ende auch keiner mehr wissen. Irgendwann wird niemand mehr die Rumänen damit behelligen, und dann können sie sich an diesem Wunder der Architektur erfreuen.“

Keine weiteren Fragen, beschließt sie und führt uns weiter.

Aber nun will jemand anderer wissen, wie das mit dem unterirdischen Bereich unter dem Haus des Volkes sei. Angeblich sei unter der Erde eine zweite kleine Stadt gewachsen, ein Atombunker und ein Gang, der aus Bukarest hinausführe.

„Davon ist mir nicht bekannt“, die Museumsangestellte schüttelt den Kopf. „Das heißt, es gibt solche Gerüchte, aber wozu über Gerüchte reden? Bitte kaufen Sie sich eine Karte für eine unterirdische Führung, meine Kolleginnen erzählen Ihnen dann

alles.“

Sie richtet sich pfeilgerade auf und gibt damit zu verstehen, dass ihr Wohlwollen nun ein Ende habe.

„Es freut mich, Ihnen mitteilen zu dürfen“, teilt sie uns mit, „dass Sie bei der heutigen Führung gerade einmal fünf Prozent des Gebäudes besichtigt haben.“

Als die Gruppenführerin zum Abschied das letzte Mal mit dem Kopf nickt, geht eine der Touristinnen zu ihr hin und sagt auf Rumänisch:

„Das ist ein Skandal!“

Die Führerin antwortet ihr etwas, das ich nicht verstehe, läuft die Treppe hinunter und stellt sich neben einen Wachmann, mit dem sie sofort eine Unterhaltung beginnt. Ich versuche noch, herauszubekommen, wie es sich so arbeitet im Haus des Volkes, bis sie mich misstrauisch anblickt:

„Schreiben Sie etwa einen Artikel?“

Ich nicke.

„Dann nennen Sie nicht meinen Namen.“

Als ich nach dem Gespräch mit Mironov die Kogălniceanu-Straße hinuntergehe, blitzt das Bukarester Mordor zwischen den Häusern hervor wie ein massiges lauernes Ungeheuer mit Hunderten von kleinen schwarzen Fensteröffnungen und einem unendlichen Geschnörkel aus kitschigen Ornamenten, ein in der diesigen Luft verfließendes Monstrum, eine gigantische, die Stadt beobachtende Krake. Am Tag erinnert das Haus des Volkes an ein riesiges Geschwür, das das Gewebe der Stadt geschluckt hat. Wenn es in der Nacht angeleuchtet wird – was nicht jeden Tag vorkommt – sieht es wie ein Raumschiff aus.

Aber für viele Rumänen ist es ein unsichtbares Gebäude. Obwohl es selbst von den entlegensten Bukarester Bezirken aus zu sehen ist, haben sich einige Einwohner bis heute nicht mit seiner Existenz abgefunden.

„Ich war nie drinnen und werde es auch nie betreten“, sagt die 58-jährige Maria Popescu, Sekretärin in einer Installationsfirma für Überwachungssysteme. In Wirklichkeit heißt sie anders, aber sie bittet mich, im Text weder ihren Vor- noch ihren Nachnamen zu

erwähnen. – „Ich hasse Ceaușescu und ich hasse das System, in dem ich gelebt habe. Der Boulevard des Sieges des Sozialismus sollte eine große Promenade sein, aber ich gehe nie dorthin und kenne auch niemanden, der das tun würde. Wenn ich in diese Gegend fahre, nehme ich einen Weg, auf dem ich den Bau nicht sehe. Für mich existiert er nicht.“

„Natürlich bin ich stolz auf ihn“, sagt der 48-jährige Herr Cristi, Inhaber einer Kette von Secondhandläden. „Er ist doch wunderschön! Und groß! Nirgendwo auf der Welt gibt es so etwas. Man kann über Ceaușescu die schlimmsten Dinge sagen, aber mit diesem Bau hat er die wahre Größe unseres Landes gezeigt.“

(Das Gespräch mit Herrn Cristi gibt mir zu denken. Als ich ihn nach den Unannehmlichkeiten des Lebens im Rumänien der 1980er Jahre frage, antwortet er:

„Die gab es nicht.“

„Aber“, wundere ich mich, „die Wohnungen waren doch unbeheizt, und für Essen stand man Schlange.“

„Nun ja, vielleicht war es bei manchen Leuten kühler, aber das waren Einzelfälle. Und Essen gab es auch, so viel man wollte.“

„Angeblich überstieg die Temperatur in den Wohnungen nie sechzehn Grad, und in den Geschäften gab es kaum Fleisch, Zucker, Mehl, Butter, nicht einmal genug Kartoffeln.“

„Woher wollen Sie das wissen?“

„Ich habe es in Büchern gelesen und von vielen Rumänen gehört.“

„Das ist nicht wahr, da hat man Sie belogen.“

„Da hat man Sie belogen“ ist der Refrain in vielen Gesprächen, ähnlich wie „Bitte nennen Sie nicht meinen Namen.“) [...]

(S. 63-66; 74-76)

Wiegen und Särge

Der Nachrichtensprecher des rumänischen Fernsehens gibt bekannt, dass Generalsekretär Nicolae Ceaușescu die Haltung der Rumäninnen, keine Kinder gebären zu wollen, tief bedauere. Um ihnen zu helfen, ihre egoistische Einstellung zu

ändern, führe Genosse Ceaușescu das Dekret 770 ein, kraft dessen Abtreibungen von nun an mit dem Gefängnis bestraft würden.

„Auf diese Weise“, verkündet der Sprecher, „schlagen wir eine neue Seite in der Geschichte unseres Kampfes gegen die Dekadenz des Imperialismus auf.“

Ab dem 1. Oktober 1966 haben nur noch die Frauen ein Recht auf Verhütungsmittel und Abtreibung, die sich ihrer vaterländischen Pflicht bereits entledigt und vier Kinder geboren haben. Oder die das vierzigste Lebensjahr vollendet haben, wodurch das Risiko steigt, dass sie ein behindertes Kind zur Welt bringen, währenddessen das Volk doch „Vitalität, Jugend und Energie“ braucht.

Auf dem IX. Parteitag der Kommunistischen Partei Rumäniens betont Ceaușescu, drastische Schritte seien notwendig und unvermeidlich. Die Parteimitglieder sind derselben Meinung – als die letzten Worte des Sekretärs verklungen sind, springen sie von ihren Sitzen auf. Der Saal hallt wider von donnerndem Applaus. Es klatschen die

Männer, und auch die Frauen klatschen. Die Männer lächeln, die Frauen nicht.

Am nächsten Tag schreiben die Zeitungen mit ehrlicher Anerkennung von der vorausschauenden Politik des Generalsekretärs, der alle Kräfte aufbiete, um Rumänien zu einer Weltmacht zu machen. Die Partei prägt das Schlagwort „25 Millionen Rumänen im Jahr 2000!“. Es fehlen noch 6 Millionen, deswegen müssen die Bürgerinnen sich an die Arbeit machen.

Das wird ihnen erleichtert, denn aus den Läden verschwinden die Präservative. Manchmal kann man unter der Hand noch Chininpillen kaufen, die so stark brennen, dass sie eher an ein Mittel zum Wegätzen als zur Verhütung erinnern. Aber es sind ohnehin alle daran gewöhnt, das Problem ungewollter Schwangerschaften mittels Abtreibung zu lösen.

Die Rumänen sind verwirrt: Der Gesetzesbeschluss trat von einem Tag auf den anderen in Kraft, und die meisten Frauen haben keine Ahnung von ihrer Physiologie. Sexualerziehung gibt es nicht, kaum eine Mutter schafft es, mit ihrer Tochter über

Schwangerschaftsverhütung zu sprechen. Freundinnen flüstern sich ins Ohr: „Gieß dir kochenden Maisbrei rein“, „Hüpf auf einem Bein“, „Renn die Treppen rauf und runter“.

1967 kommen in Rumänien doppelt so viele Säuglinge zur Welt wie noch im Jahr davor. Die Kinder dieses Jahrgangs, des Rekordjahrgangs in der Geschichte des Landes, werden das Unvermögen dieses Staates wie kein anderer am eigenen Leibe erfahren: Es mangelt an Krippen-, Kindergarten-, Schulplätzen für sie, es mangelt an Arbeit und an Wohnungen.

Wenn im Jahr 1989 die Revolution ausbricht, werden die Decreței – die „Dekretkinder“, wie die Rumänen die Kinder des demographischen Hochs der ersten Jahre nach Verabschiedung des Dekrets nennen – gerade in das Erwachsenenalter eintreten. Und sich dessen bewusst werden, dass es im kommunistischen, heruntergewirtschafteten Rumänien keine Zukunft für sie gibt. Sie werden verbittert und wütend sein und den Tod desjenigen wollen, der ihnen auf die Welt verholfen hat: des „Vaters der Nation“. (S. 81-83)

Das Ende der Kindheit in Rumänien

Valentin streift die Zigarettenasche am Rand des Aschenbechers ab. Er sagt, das Dekret, das den Frauen das Recht auf Verhütung und Abtreibung nahm, sei der Schlüssel zum Verständnis der heutigen rumänischen Gesellschaft.

Denn das Dekret habe alles verändert: die Beziehungen zwischen Ehepartnern, Nachbarn, Freunden, zwischen Eltern und Kindern. Die Frauen hätten begonnen, einander zu misstrauen, und seien zugleich aufeinander angewiesen gewesen, denn allein wären sie nicht zurechtgekommen. Bis heute habe sich die Gesellschaft noch nicht wieder von diesem Experiment erholt, das glückliche Großfamilien erzeugen sollte, sich aber als Bombe erwiesen habe, die die zwischenmenschlichen Beziehungen zerstörte.

Valentin konnte jahrelang beobachten, wie das Dekret das Leben seiner Nächsten und

der Bewohner aus seinem Block beeinflusste. Alle Gesichter trugen den gleichen leicht resignierten und schmerzerfüllten Ausdruck, der hin und wieder von dem Fünkchen Gewitztheit erhellt wurde, dem zum Dank es manchmal gelang, irgendein Extra zu ergattern. Kein besonders großes freilich, denn der Staat schrieb für jeden denselben Standardlebenslauf vor.

Valentin wurde in seiner Familie als erster Sohn geboren, im Jahr der Einführung des Dekrets, als noch niemand vorausahnte, was dieses Dekret eigentlich bedeutete.

Valentins Mutter stillte ihn und rechnete nicht damit, dass sie so schnell wieder schwanger werden würde. Als sie bemerkte, dass irgendetwas nicht stimmte, war sie bereits im dritten Monat – und machte sich sogleich daran, die Möbel im Haus umzustellen: hob Schränke an, verrückte die Anrichte und rannte die Treppen auf und ab. Ihr zweiter Sohn, nennen wir ihn Lucian, wurde dreizehn Monate nach Valentin geboren und gehörte zum ersten Jahrgang der Dekretkinder.

Valentin und Lucian waren grund-

verschieden. Valentin war der Artige, Begabte und Fleißige; Lucian schaffte es kaum von Klasse zu Klasse. Die Lehrer rangen die Hände. Lucian wirkte wie eine Zeitbombe; es war, als balancierte er immer am Abgrund und könnte jeden Moment abstürzen. Die Mutter wusste nicht, wie sie mit ihm umgehen sollte.

Bis sie ihn eines Tages beim Klauen erwischte. Das war der Augenblick, in dem die familiären Spannungen zum Ausbruch kamen.

„Ich wollte dich nicht und ich habe dich trotzdem auf die Welt gebracht!“, schrie die Mutter. „Warum machst du mir das Leben zur Hölle?!“

Auch wenn Lucian vorher irgendetwas geahnt haben sollte – jetzt erlangte er eine, für ihn völlig überflüssige, Gewissheit. Sie wurde zum immerwährenden Refrain in ihren Streits. Im Grunde ging es nur darum, als Erstes zu schreien: „Du wolltest mich ja nicht!“ oder „Ich wollte gar nicht, dass du geboren wirst!“.

Hunderttausende Kinder wuchsen mit dem Komplex auf, ungewollt zu sein. Dieses

Bewusstsein ist untrennbar mit ihnen verwachsen. Unmöglich, es zu tilgen. Mit ihm zu leben, ist schwer – so, als würde man immer in einem Mantel herumlaufen, dessen Taschen voller Steine sind. [...]

In ganz Rumänien wiederholte sich ein und dasselbe Schema: Aus den hunderttausenden ungewollten Kindern wurden Ende der achtziger Jahre hunderttausende ungewollte Bürger, denn das System war nicht in der Lage, sie aufzunehmen. Als der erste Jahrgang Dekretkinder in den Arbeitsmarkt eintrat, sah sich Rumänien einem neuen Phänomen gegenüber: der Arbeitslosigkeit. In dieser Zeit kam der Plan auf, das Haus des Volkes zu bauen, um wenigstens eine Beschäftigung für die jungen Frustrierten zu haben, die nicht wussten, wohin mit sich, aber das Land auch nicht verlassen konnten. 1989 stand es in Rumänien bereits so schlecht, dass ein Blutvergießen nicht mehr zu vermeiden war, ebensowenig wie der Tod Ceaușescus. Die Dekretkinder waren zu der Zeit wie junge, hungrige Wölfe, die ein Erwachsenendasein ohne Arbeit und ohne Perspektiven erfahren hatten. Die einzige

Chance für sie war eine Neuverteilung, eine neue Ordnung, die nichts mit den Visionen des „Vaters der Nation“ zu tun haben würde.

Wer selbst danach nicht in Rumänien bleiben konnte oder wollte, ging ins Ausland. Verschiedenen Statistiken zufolge leben anderthalb bis drei Millionen Rumänen außerhalb des Landes – die Generation der Dekretkinder und die Kinder dieser Kinder.

(S. 101-105)

Damals ging es nicht anders, hörte ich von vielen Rumänen. Im allgemeinen Chaos schien Ceaușescus Tod die einzige logische Lösung. Da er sich nicht freiwillig zur Ruhe setzen wollte, musste man ihn ins Grab bringen. Ein Opferlamm auf dem Altar der Revolution – ohne seinen Tod hätte das neue Rumänien nicht geboren werden können. Es musste mit Ceaușescus Blut gezeichnet werden, so wie das alte Rumänien von ihm gebrandmarkt war.

Die Rumänen erinnern sich noch immer: Dieses Land hieß einmal soviel wie Nicolae Ceaușescu. Je schwerer ihnen das Leben

jetzt fällt, desto größer ist die Nostalgie nach den vergangenen Zeiten, als die Menschen jung waren, Familien gründeten, und der Staat ihnen Wohnungen und einen Platz auf der Warteliste für Auto, Fernseher und Telefon gab.

Laut einer Umfrage von 2010 hält ein Prozent der Rumänen den Kommunismus für eine Ideologie, die ihre Richtigkeit hat. Und 46 Prozent der Bürger verbinden positive Assoziationen mit der Regierungszeit Ceaușescus. Nur für zwei Prozent sind die vergangenen Zeiten mit Elend und Armut verbunden. Heute sagen viele ohne nachzudenken: Es war noch nie so schlimm, wie es jetzt ist. [...]

„Er hat jede Kugel verdient, die er gekriegt hat“, sagt Dan Popescu, der Besitzer einer Galerie. „Das finde ich immer noch. Aber ich schäme mich, dass ich so denke, und ich schäme mich auch dafür, wie diese Sache ausgegangen ist. Ich weiß nicht, ob das eine weit verbreitete Meinung ist. Die Leute machen sich keine Gedanken über den Fall Ceaușescu, sie sind darauf konzentriert, zu überleben, und der jüngsten Generation ist

das alles völlig gleichgültig. Bis zu einem gewissen Grad ist es gut, dass sie nicht von der Vergangenheit belastet sind. Aber die jungen Leute haben keine Antikörper, keine Antikörper des Widerstands gegen die Diktatur. Und dabei wird der Autoritarismus doch immer wieder neu erfunden. Das Böse wird immer wieder neu erfunden. Freiheit ist wie Luft. Wenn sie da ist, merkt man nicht, dass man sie braucht. Aber wenn keine da ist, beginnt man zu ersticken. Ich glaube, dass diese Art der Abwehrreaktion bei der jüngsten Generation im Verschwinden begriffen ist. Diese Reaktion des Erstickungsgefühls. Die Leute sind mit allem einverstanden und interessieren sich in Wirklichkeit für nichts.“

Cosmins Haus an der Piața Muncii ist so etwas wie ein Zufluchtsort für alle seine Bekannten. Das Sofa besetzt eine Künstlerin mit Schaffenskrisen, den Garten ein nicht praktizierender Therapeut mit Depressionen sowie ein Masseur, der tätowieren lernt, und das Dachzimmer ich in dem vergeblichen Versuch, etwas zu Papier zu bringen.

„Schau mich an“, sagt Cosmin einmal. „Ich

mache nichts, bin vollkommen durchschnittlich. Aber ich bin Student, ich lese Bücher. In Deutschland würde jemand, der nicht arbeitet, als gesellschaftlicher Abschaum angesehen, doch hier kann ich den Intellektuellen spielen, denn die ganze Gesellschaft ist passiv wie ich. –

Wir alle sind Waisen des alten Systems“, fährt er fort. „Wir sind Kinder, die darauf warten, dass sie von der Regierung Essen und Werkzeuge bekommen, so wie wir sie im Kommunismus von Papa Nicolae und Mama Elena gekriegt haben. Doch die Eltern sind weggegangen. Jetzt müssen wir uns selbst ernähren. Aber die Rumänen wollen keine Freiheit, sie wollen sich nicht um ihr Essen kümmern. Vor Kurzem hat der Staat die Gehälter um 25 Prozent gesenkt, stell dir mal vor, wie die Leute jetzt rechnen müssen, um zu überleben. Wer braucht schon Freiheit, wenn er nichts zu essen hat?“

Ich nicke. Der einzige Luxus, den manche sich leisten können, ist der Luxus, Erinnerungen aus dem Gedächtnis zu löschen. Die Rumänen bereinigen ihre Erinnerungen von der Securitate, von der

Knebelung, von den Repressionen, vom Elend. Im Gedächtnis bleibt nur die „Sicherheit des Morgen“, das Vergangene ist. [...]

Sind die Rumänen wirklich so passiv? Als ich den Historiker Lucian Boia danach frage, antwortet er ohne zu zögern:

„Ergebenheit gegenüber der Regierung ist bei uns Tradition. Es gibt da ein Sprichwort: 'Das geneigte Haupt trifft des Schwertes Schneide nicht.' Jahrhundertlang war der Bauer dem Bojaren gehorsam, der Bojar dem Hospodaren, und der Hospodar der Türkei. Selbst 2010, als Băsescus Partei beschloss, die Gehälter um 25 Prozent zu kürzen, rief das keine größere Reaktion hervor. Es fanden sich zwar kümmerliche Grüppchen Protestierender zusammen, aber wenn sich bei uns ein paar Hundert Menschen auf der Straße versammeln, dann ist das schon eine Großdemonstration, über die alle Medien berichten. Über die Rumänen wird gesagt, sie seien wie ihr Maisbrei, die Mamalyga – man könne sie kochen, aber sie kochten nicht über.“

Doch das ist nicht wahr – die Mamalyga ist

schon mehrmals übergekocht. Zu den ersten Aufständen kam es in Transsilvanien, der Wiege des rumänischen Volkes, wo die Bauern, das schwächste Glied in der feudalen Kette, von den Ungarn und den Sachsen unterjocht wurden und nicht einmal das Recht auf eigene, aus Stein gemauerte Kirchen hatten. Das hungernde, unterdrückte und unglückliche rumänische Volk griff zu Mistgabeln, Stöcken und Messern und mordete in seiner Verzweiflung die Mächtigen und brannte deren Höfe nieder, wofür es jedes Mal hart bestraft wurde. Die Bauernaufstände wurden mit einer unvorstellbaren, geradezu abstrakten Grausamkeit niedergeschlagen, wie wir sie von mittelalterlichen Illustrationen her kennen. Menschen wurden gepfählt oder zum Kannibalismus gezwungen; Gliedmaßen wurden abgeschnitten, Bäuche aufgeschlitzt. Nach der blutigen Niederschlagung solcher Unruhen verschlechterte sich die Situation der Bauern nur.

Noch 1907 führte die ungelöste Frage der Bauernbefreiung zum Ausbruch von Unruhen, die viele Opfer forderten. Die tausend Opfer

der Revolution von 1989 und des darauffolgenden Chaos sind ein Echo der damaligen blutigen Ereignisse. Robert D. Kaplan zeichnet dieses Schema der Geschichte Rumäniens: „lange Phasen der Untergebenheit, unterbrochen von kurzen, aber spektakulären Ausbrüchen der Gewalt“.

Zur unglücklichen Geschichte der gewöhnlichen Rumänen gesellt sich die Geschichte des Verrats, der Demütigungen und Niederlagen der großen Nationalhelden. Im Laufe der Jahrhunderte unterlagen die rumänischen Woiwoden abwechselnd der Herrschaft der Türken, der ungarischen und polnischen Könige, der russischen Zaren, und hielten viele Male derart krampfhaft an ihrem Amt fest, dass sie weder die Zeit, noch den Kopf, noch das Geld hatten, sich um die ihnen untergeordneten Fürstentümer zu kümmern. [...]

Die Phasen des rumänischen Ruhms waren kurze Höhenflüge mit jähem Ende durch gestutzte Flügel, Verrat, Niedergang und schussendlich den Märtyrertod.

Sind die Rumänen somit Fatalisten? Oder, anders gefragt: Können sie überhaupt – mit

dieser Geschichte ihres Volkes im Hinterkopf – etwas anderes als Fatalisten sein? Die rumänischen Sprichwörter bieten einen passenden Kommentar für jegliche Art von Missgeschick und Gram, für jeden Verrat, jedes Unglück und allen Schmerz:

„Gibst du einem Brot mit Salz, so frisst er dich ganz.“

„Der, den du nicht kennst, verkauft dich, der, den du kennst, kauft dich.“

„Wenn du einem etwas gibst, kalbt ihm die Kuh, wenn du ihn um etwas bittest, stirbt ihm das Kalb.“

„Hast du Geld, dann hast du Freunde, hast du kein Geld, hast du keine Freunde.“

„Wer keine Feinde hat, der ist kein Mensch.“

„Das Heilmittel für großen Schmerz ist noch größerer Schmerz.“

Die Rumänen – gebeutelt von Leben und Geschichte, geistig mit allen Wassern gewaschen, stets in Erwartung des Schlimmsten.

„Nimm den Sack, solange er voll ist.“

Lucian Boia erklärt:

„Die Geschichte hat die Rumänen so geprägt, dass sie nichts und niemandem

vertrauen. In ihrem Leben gab es so viele Veränderungen und Unwägbarkeiten, dass sie an nichts glauben, weder an Politiker, noch an Institutionen, noch an die Menschen um sie herum. Jeder ist immer allein mit allem fertig geworden. Zu oft haben der Staat und die Geschichte uns dumm dastehen lassen.“

Auf Schritt und Tritt höre ich in Rumänien: „*Asta e, ce să faci?*“ – „So ist das nunmal, was willst du machen?“, die immer gleiche Ode an die Resignation – im Zug, im Laden, in einem Gespräch zweier junger Mädchen in der Straßenbahn. Wann hat die rumänische Krise angefangen? 2009? Nach Ceaușescus Tod? In den 1980er Jahren? Nach der Machtübernahme durch die Kommunisten? Oder damals vor zweihundert Jahren, als Rumänien ein Teil der westlichen Welt werden wollte? Wir wissen nur zu gut, dass es schlecht steht, und daran werden wir nichts ändern. Die Wirklichkeit enttäuscht uns fortwährend, aber wir nehmen unser Schicksal auf unsere Schultern und gehen tief gebeugt weiter. Nichts kann uns zerbrechen. Nichts kann uns bezwingen. So

ist das nunmal. Die Rumänen sind resigniert, aber sie kommen mit jedem Unglück zurecht. Sie ertragen alles. Sie ertragen alles, bis sie irgendwann überkochen. (S. 124-127; 158-162)

Die Leute wollen sich lieber amüsieren, als sich mit Schwierigkeiten aufzuhalten“, erklärte mir der Schriftsteller Silviu Dancu einmal. „Außerdem machen sich viele Aggressionen in der Sprache Luft, die Sprache ist ein Sicherheitsventil. Wir haben wundervolle Flüche, für die verschiedensten Anlässe, sehr anschaulich.“

Das erzählt Silviu mir ganz am Anfang unserer Bekanntschaft, als ich meine ersten Schritte in Bukarest wage – und eröffnet mir damit ein ganzes Universum rumänischer Flüche.

„Ich sage dir jetzt meine Lieblingsflüche auf“, meinte er einmal. „Aber zuerst eine Einleitung. In Rumänien gibt es den Brauch, dass zu einem Leichenschmaus eine *koliwa* gemacht wird, ein Weizenbrei mit Nüssen und Trockenfrüchten, um des Verstorbenen zu gedenken. Und in diesem Brei steckt eine

Kerze, aber nur eine, damit man ihn von einem Geburtstagskuchen unterscheiden kann.“

Ich nicke und stelle mir einen abgedunkelten Raum vor, in dem die einzige Lichtquelle die Kerze auf der *koliwa* ist. Ach, diese Rumänen. Wie wunderbar sie doch den Tod heimelig machen können. Welch große Vorstellungskraft sie haben. Und welche schöne Metapher diese *koliwa* ist. Und diese Kerze.

Silviu überlegt und sucht nach einem bestimmten Wort. Er macht eine Geste, als wische er mit der Handinnenfläche über die Tischplatte.

„Wischen?“, frage ich.

„Reiben“, präzisiert Silviu. „In Rumänien gibt es diesen Fluch: 'Ich reibe meine Eier an der *koliwa* deiner Mutter.' Verstehst du?“

Ich fange an, die phantasievollsten rumänischen Flüche zu sammeln. Sie schaffen eine alternative Wirklichkeit; die Hauptrollen spielen hier der Penis, weich *pula* genannt, die Mutter des Beschimpften und das Sacrum, also: alle Heiligen, die Verstorbenen, die Götter und –

unvermeidlich – der Teufel.

Manchmal alle zusammen. Ein Beispiel: „Ich bumse alle Heiligen deiner Mutter auf dem Eis.“

Na, das ist doch was. Dass jemand die Mutter eines anderen beleidigt, kennen wir. Dass er noch alle dazunimmt, die der Mutter heilig sind, hat schon eine gewisse Exotik. Aber dass sich der Racheakt auch noch auf dem Eis abspielt – das ist dann der rein rumänische Einfallsreichtum.

Was kann passieren, wenn solch ein Satz einmal gesagt ist? Entweder nichts – oder es gibt Krieg, dann aber ohne Erbarmen.

Mein Bekannter Costin, ein Experte auf dem Gebiet der Vulgarismen, behauptet, diese Art der dichterischen Flüche werde nur zum eigenen Vergnügen rezitiert. Sie seien, sozusagen, Absplitterungen der inneren Welt, eine Art, etwas Luft aus dem Ballon der eigenen Person abzulassen. Jemand, der einem anderen so etwas ins Gesicht sagt, kann sich schon mal im Krankenhaus anmelden. Mütter sind in Rumänien heilig. Die Mutter eines anderen zu beleidigen ist schlimmer, als Gott zu lästern.

Flüche mit dem Ausdruck *pula* wiederum kennzeichnet die Art der Blässe, die in Polen dem Wort *kurwa* [Hure] anhaftet. Ich habe dieses Wort in Rumänien so oft in solch gewöhnlichen Situationen gehört, dass es für mich nicht mehr emotionale Färbung besitzt als das polnische Wort *kula* [Kugel].

Herta Müller schrieb, sie habe die rumänische Sprache immer um das Elementare beneidet, das am deutlichsten in den Flüchen zutage trete. Die deutschen Flüche seien schwer und obszön, die rumänischen erfassten die ganze Spannbreite der Wut.

Doch gleichzeitig, habe ich den Eindruck, verpufft die Wut beim Zusammenprall mit dem grotesken Bild. Wenn man jemandem rät, er solle auf der Stelle zur Fotze seiner Mutter gehen, dann entschärft das Abstrakte dieser Äußerung deren Kraft, führt den Streit ad absurdum. Je größer die Phantasie, desto kleiner die Wut.

Aus den wütenden Worten entsteht ein Bild der Groteske und des Lachens. „Da wunderst du dich wie Maria, als sie das erste Mal ihre Fotze im Spiegel sah“, sagen

manchmal die witzigeren unter den Rumänen.
In der Sprache der rumänischen Flüche
begeht das Tabu Selbstmord, indem es sich
an den eigenen Schnürsenkeln erhängt.

(S. 239-241)

Übersetzungsanfragen:

Lisa Palmes

palmes@lisapalmes.de

Lizenzanfragen:

Magda Dębowska

debowska@polishrights.com

Gespräch mit Małgorzata Rejmer
Moderation: M. Piekoszewski, L. Palmes
Freitag, 27. September 2013, 19:00 Uhr
Buchbund, Deutsch-polnische Buchhandlung
Sanderstraße 8, 12047 Berlin
www.buchbund.de
Tel: (030) 61671220
www.lisapalmes.de
Tel: (030) 45090229

Die Veranstaltungsreihe wird organisiert von



buch | bund
Deutsch | Polnische Buchhandlung



Mit freundlicher Unterstützung von



FUNDACJA WSPÓŁPRACY
POLSKO-NIEMIECKIEJ
STIFTUNG
FÜR DEUTSCH-POLNISCHE
ZUSAMMENARBEIT



DIESE VERANSTALTUNG
WURDE GEFÖRDERT
VOM POLNISCHEN
BUCHINSTITUT

BOOK INSTITUTE



© POLAND

Medienpartner:

